

**Zeitschrift für Musik.**

Verantwortlicher Redacteur:

**Franz Brendel.**

Verleger:

**Robert Frieze in Leipzig.**

Dreihundertsechzigster Band.

**N<sup>o</sup> 31.**

Den 15. October 1850.

Von dieser Zeitsch. erscheinen wöchentlich 2 Nummern von 1 oder 1 1/2 Bogen. Preis des Bandes von 52 Nrn. 2 1/4 Thlr. Inseptionsgebühren die Petitzeile 2 Ngr. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Musik- und Kunsthandlungen an.

Inhalt: R. Freigedank und das Judenthum in der Musik. — Aus Frankfurt a. M. — Leipziger Musikleben. — Kritischer Anzeiger. — Intelligenzblatt.

**R. Freigedank und das Judenthum in der Musik.**

(Vergl. Nr. 19 u. 20 der M. Ztsch. f. M.)

Von **G. Bernsdorf.**

Es war bisher immer unser Grundsatz: Ansichten, die in würdeloser Art ausgesprochen wurden, oder Meinungen, die man mit den Waffen einer unklaren, von Haß und düsteren Gesinnung verfocht, spurlos an uns vorübergehen zu lassen. Wenn wir im vorliegenden Falle unserem Verfahren untreu werden, so geschieht dies nur, um einer bloßen Diatribe das Recht zu nehmen, sich, vermöge einigen philosophischen und ästhetischen Phrasengecklingels, als Kritik zu geriren. Wir wollen uns nur gegen eine Handhabung der Kritik verwahren, die, um ihre hohlen Abstractionen zu beweisen, sich nicht scheut, den Ton pietistischer Winkelblättchen anzuschlagen und Kunstinteressen mit den Waffen confessioneller Geschäftigkeit zu verletzen. Die Redaction hat in einer kleinen Anmerkung einen Theil der Schuld, den Artikel aufgenommen zu haben, von sich abzuwenden gesucht — sie nimmt die geistige Freiheit, die Freiheit für Jeden „eine Meinung zu haben und sie auszusprechen zu können“ in Anspruch. Dagegen haben wir nichts einzuwenden; nur meinen wir, daß das Wie des Aussprechens auch, etwas in Betracht kommen müsse, und daß „geistige Freiheit“ nicht in „geistlose Freiheit“ ausarten dürfe. Wir rufen, jetzt dem Producte etwas, auf den Leib

und wollen die von der Redaction gerühmte „Genialität der Anschauung“ ein Weniges beleuchten — auch wir vindiciren uns das Recht eine Meinung haben zu dürfen, wenn gleich wir dem Leser beim Aussprechen derselben nicht mit der Fertigkeit des Hrn. Freigedank im Hervorsuchen von Invectiven und den luxuriösen Geistespielen des gemäßen Mannes dienen können.

Die Prämisse, von der der Verfasser ausgeht, ist folgende: Die Juden können keine Künstler in der wahren Bedeutung des Wortes sein, weil sie eben Juden sind. Somit wäre denn das Problem gelöst: unsere Zeit bringt so viel Mittelmäßiges hervor, weil die Juden, diese Varias der modernen Civilisation, die Freiheit gehabt haben, sich in die Kunst zu mischen — die Kunst ist in Verfall gerathen, weil es Menschen, die eigentlich Auswürflinge sind, gewagt haben, trotz ihrer absoluten Herzlosigkeit, trotz ihres abstoßenden Wesens in Sprache und Sitten, sich zur Kunst zu erheben und diese somit zu verunreinigen. Es wird Jeder einsehen müssen, daß dies Voraussetzungen von einer Kühnheit sind, die im Stande wären, der culturhistorischen Betrachtung der Kunst neue Bahnen zu eröffnen — wenn sie nur etwas weniger unlogisch wären und wenn zu ihrer Verteidigung nicht so abgebrauchte Waffen herbeigeholt würden, die an die schönsten Tage der Dep-Depzeit gemahnen. — Die Kunst läßt sich in der That nicht vom Künstler trennen, aber der Künstler auch nicht von der Zeit, in der er schafft — sie wird ihm stets die Richtung anweisen, in welcher er sich — zu

folge seiner Individualität — entwickeln soll; sie verleiht seinen Productionen die Färbung und kehrt sich nur so lange an das Religiöse und Confessionelle, als der Mensch befangen genug ist, sich von diesen Elementen beherrschen zu lassen. Ein Beispiel liegt in der Kirchenmusik vor: Die Kirche, die sich Alles dienstbar zu machen wußte, hat auch die Künstler gezwungen zu ihrer Verherrlichung beizutragen; seitdem aber die Philosophie die Kirche negirt und der freie Geist die Herrschaft des rein Menschlichen proclamirt hat, seitdem haben wir auch keine eigentliche Kirchenmusik mehr. — Es liegt also auf der Hand, daß Alles, was innerhalb der Modernität lebt, dem Geiste derselben seinen Tribut zollen muß, und daß weder Sitten und Gewohnheiten, noch Art der Gottesverehrung unserer Kunst auf dem Wege ihrer Fortentwicklung hindernd entgegentreten können. Was hat überhaupt eine bloße religiöse Gemeinschaft eines Theils der menschlichen Gesellschaft mit der Kunst zu thun, die der gesammten Menschheit angehört und die eben der schönste Ausdruck der Menschenwürde ist. Es hieße den Juden alle Menschenwürde absprechen, wollte man sie zur Kunst als unfähig darstellen; die Ketten sind doch wohl vorüber, die über den Juden den Menschen vergaßen und die, verblendet von Stauenschnäbeln, den Juden mit dem Brandmal der Verworfenheit bezeichneter. Die Annahme, daß die Juden, kraft ihres Wesens als solche, die Kunst in eine Bahn gelenkt haben, die eine unkünstlerische, kunstunwürdige genannt werden muß, erinnert lebhaft an jene schönen Zeiten. Also will der Jude sich auf andere Weise mit seinem Gott abfinden als der Christ, weil einige äußerliche Gewohnheiten nicht abzustreifen sind, die der Verfasser abstoßend findet, darum soll er auch anders fühlen und in seinen Gefühlen abstoßend erscheinen? Weil Jahrtausend lange Vorurtheile ihn zwangen, sich unter den verschiedenen Nationalitäten, unter denen er lebte, als fremd zu betrachten, darum soll er auch in der Kunst ein Fremdling sein, in der Kunst die über Alles ihre Strahlen andiehet, die ganze Menschheit verklärt? Die Annahme einer Verjüngung der Kunst, wie es der Verfasser nennt, darauf zu basiren, daß der Jude die Kunst nicht anders als wie ein Geschäft zu treiben vermöge, daß er, wie das Geld, so auch die Kunst zwischen die „geschäftigen Finger“ bekommen habe und damit zum Verderben der Kunst Schwächer treibe — das heißt fürwahr der Oberflächlichkeit in der Betrachtung der Kunst Ehre und Thor öffnen. Hat denn der große Philosoph Hegel so wenig die Zeit begriffen, daß er nicht einsieht: die Corruption in der Kunst müsse notwendig mit der Corruption im socialen Leben zusammenhängen? Wenn nun das corruptirende Element

alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen hat, so kann man doch nicht einen Theil derselben ausschließen, sich nicht davon freigehalten zu haben — wenn die Juden zu einer Zeit leben, die das Höchste in der Kunst vermöge ihrer Haltlosigkeit nicht erreichen kann, so ist es ungerecht, sie, die doch auch nicht gegen den Strom schwimmen können, als Haupttheilhaber an jener Haltlosigkeit hin zu stellen. Was der Dr. Freigedant Alles hervorbringt, um die Juden in jenem Lichte zu zeigen, wollen wir uns näher ansehen. —

Die banalen Phrasen, die uns als Einleitung aufgeleitet werden, wollen wir links liegen lassen und uns zur zweiten Seite wenden, wo der Verfasser über die äußere Erscheinung der Juden spricht. Hierbei sagt er unter Anderem, nachdem er seinen Widerwillen gegen diese äußere Erscheinung kundgethan: „Dieses Äußere kann uns nie als ein Gegenstand der darstellenden Kunst erscheinen: wenn die bildende Kunst Juden bilden will, nimmt sie ihre Modelle meist aus der Phantasie, mit wirklicher Veredlung oder gänzlicher Hinweglassung alles dessen, was uns im gemeinen Leben die jüdische Erscheinung eben charakterisirt.“ Diese Annahme müssen wir entschieden verwerfen; wo Juden auf Bildern erscheinen, wird man gewiß den orientalischen Grundtypus nicht vermissen, der sie eben äußerlich charakterisirt. Den Ausdruck „Modelle aus der Phantasie nehmen“ verstehen wir, offen gesagt, nicht recht. Der Maler kann unseres Erachtens nur Modelle aus der Wirklichkeit nehmen und sie durch die Phantasie veredeln. — Ferner heißt es: „Wir können uns auf der Bühne keinen antiken oder moderner Charakter, sei es ein Held oder Liebender, von einem Juden dargestellt denken, ohne unwillkürlich das bis zur Lächerlichkeit Ungerignete einer solchen Vorstellung zu empfinden.“ Dies vermag der Verfasser nicht anders zu vertheidigen, als daß er die Juden zur Kunstgebung rein menschlichen Wesens für unfähig erklärt. Eine Widerlegung ist hier kaum nöthig; wir nennen ihn nur die Namen: Öhring, Jermann, die Kachel, Dessort, Danson, Rott u. s. w. Wir können ihn zwar nicht zwingen die Genannten als Künstler anzuerkennen, aber von der anderen Seite lassen wir uns auch nicht ohne Gründe von unserer Meinung abbringen. —

Nun muß auch die Sprache oder vielmehr Sprechweise der Juden herhalten: es ist colossal was da Alles durch- und übereinander geworfen wird und trotz allen Argumentirens ist und nur das Natge worden: daß der Verfasser seine Stübchen über diesen Gegenstand unter den politischen Redebüchern gemacht haben muß. Daß der Jude die Sprache der Nation, unter der er gerade lebt, nie als die seine nicht angeschlossen, sprechen soll; er weniger als die

mahr: Das eigenthümlich Organisirende, das eine gewaltige Absonderung nicht abschleifen oder verwischen ließ, hat den Juden nie gehindert den Geist der Sprache irgend einer nationalen Gemeinschaft, in der er geboren und erzogen worden, hinlänglich und vollständig zu begreifen und sich zu eigen zu machen. Den Werken eines Goethe, Daine, Berthold Auerbach z. B. und vieler anderer, wird der Verfasser doch wohl einen Platz unter den Erzeugnissen Deutschen Geistes gönnen! Die Art und Weise wie diese Schriftsteller ihre Gedanken und Empfindungen ausdrücken kann doch wohl keine fremdländische genannt werden; der Verfasser glaubte doch nicht etwa, daß seinen bloßen Sprachkenntnis es möglich sei deutschen Geist so zu verflünden, wie es die Germanen gethan. Was über die jüdische Sprechweise noch ferner vom Verfasser verhandelt wird, ist uns zu anwidern um uns damit zu befassen, vor Allem aber sehen wir keine Möglichkeit uns in Kürze durch diesen Urwald von unlogischen Consequenzen und überhäufeter Gemeinplägigkeit durchzumachen.

Die widerliche Besonderheit der jüdischen Natur verschleht den Juden auch das Gebiet des Gesanges — meint der Verfasser. Unsere einleitenden Worte haben wohl gezeigt, daß wir nicht mit dem Verfasser annehmen können: die Juden seien aus anderm Zeig gehakt, wie die übrigen Menschenkinder — wir haben uns genugsam darüber ausgesprochen, daß die Kunst — also auch der Gesang — von keiner Hinterrückung eines Theils der civilisirten Menschheit weiß. Der Verfasser mag den Gesang eines jüdischen Sängers für den Gipfel der Sächerlichkeit halten — aber für uns und wahrscheinlich noch für einige Andere, kann das, was auf dem wankenden Boden falscher Prämissen steht, und von diesem Standpunkte aus vertheidigt wird, nicht maßgebend sein. — Bei der Anführung der bildenden Künste tritt der Verfasser bescheidener auf und stellt sich auf den Standpunkt der Unkenntnis. Er fragt ob neuerer Maler jüdischer Abkunft wirklich geschaffen haben — zur Beantwortung dieser Frage nennen wir ihm nur den französischen Maler David. Ob in neuester Zeit ein Vandemann und noch andere keine Künstler sind, weil sie die Höhe eines Raphael nicht erklommen haben, — das ist eine Frage, die nach Allem, was wir bis jetzt von Herrn Freigedank vernommen aus seinem Munde nicht mehr lächerlich erscheint. —

Die Bezeichnung, die der Verfasser von dem gebildeten Juden entwirft, ist weiter Nichts als eine Anklage gegen die Civilisation. Die Juden sind nicht gebildet, weil sie Bildungskräfte und Bildungsfähigkeit haben, sondern weil ihnen der Gang der Civilisation das Feld in die Hände gespielt hat

sie verhalten sich in der Gesellschaft nicht als Solche, die hinein gehören, sondern als Eindringlinge, die von der Civilisation hinein gezwängt worden sind und die — ohne Sympathie, ohne Herz — nur geduldet werden, weil die civilisirte Gesellschaft das Geld als den nervus rerum ansieht, ohne den auch die Bildung nicht zu erreichen ist!! Die gebildeten Juden sind nach der Meinung des Verfassers also nur Beweisstücke für die Käuflichkeit der modernen Interessen. — Der gebildete Jude ist nun, weil er's für sein Geld haben kann, auch Musiker geworden; aber es bleibt ihm nur die Synagoge, aus der er Motive für seine Kunst schöpfen kann — eigentliche Kunstfähigkeit besitzt er nicht, der Gesellschaft steht er schroff und herzlos gegenüber, also bleibt ihm, wie gesagt, Nichts als die Synagoge aus der er ihm Egenthümliches hernimmt. Der Verfasser zeige uns doch eine Composition eines Juden in der sich Elemente aus jenem Jehovadienst finden, der ihm so widerwärtig, grimassenhaft erscheint! Er zeige uns ein Stück, das an jenes Segurgel, Sejedel und Seplapper erinnert! Gehört er vielleicht auch zu Jenen, die sich ein ganzes Register aus Meyerbeer ausgezogen haben, das Erinnerungen an den Gesang in der Synagoge enthalten soll? Der gebildete Jude wird eben so gut wie der Verfasser diesen Gesang nicht musikalisch schön findend; es wäre also von ihm, dem der Hr. Freigedank so viel und so ausschließlichen Speculationsgeist zutrauet, ganz schlecht speculiert, wollte er Motive anbringen, denen schon im Voraus die Bezeichnung des Unschönen angehängt wird. — Nach vielen Hin- und Herreden, nach vielen Banalitäten, die durch souverainen Schwulst und Bombast zur Höhe von Kunstanschauungen sich emporwindeln wollen, kommt er auf Mendelssohn zu sprechen. Diesem kann er nun in der That künstlerische Fähigkeit und seine Bildung nicht absprechen; aber die Wirkung, die unsere Kunstheroen auf ihn hervorgebracht haben, hat er beim Anhöran seiner (Mendelssohn's) Sachen nicht finden können. Darüber wollen wir mit ihm nicht rechten; es fällt uns auch nicht ein, Mendelssohn eine Lobrede halten zu wollen — wie aber dieser Mangel an Wärme, dieses kalte, blendende Wesen mit seinem jüdischen Ursprunge im Zusammenhange stehen soll, das hat uns der Verfasser durchaus nicht bewiesen. Er spricht über den Componisten, aber nicht über den jüdischen Componisten, und das war die Hauptsache gewesen. Bei ihm hat er nichts Organisirendes nachgewiesen, ihm wirft er die Synagoge nicht vor, sondern nur den Meßer-Wach, an den er sich angelehnt hat — kurz hier packt er sich mit einem Male rein ästhetisirend — er bemerkt nur, daß Mendelssohn kein allseitiges Genie war. — Für dieses doch im System rächt er sich aber an Meyerbeer

was er über diesen sagt ist in vieler Beziehung wahr — wahr, nicht weil Meyerbet Jude ist, sondern weil er Mensch und Componist des 19ten Jahrhunderts ist. Wir wiederholen: die Zeit in der ein Künstler schafft ist nicht vom Künstler selbst zu trennen. Unsere Zeit, die auf Gleichheit und Hivellirung hinarbeitet, die eine Vereinigung der Menschen zum eigentlichen und wahren Menschenthum bezweckt, unsere Zeit hat auch den Juden des alten Bundes factisch im rein Menschlichen aufgehen lassen. Die Reste von äußerlichen Sitten und Gewohnheiten, die sie und da noch ankleben, können keinen Einfluß auf künstlerisches Gebahren haben, eben weil die religiöse Besonderheit nur dem geistig Unfreien noch eine Schranke ist, und die Religion überhaupt nicht mehr die Richtschnur für das Denken und Handeln in Kunst und Leben abgiebt. Wenn die Juden in der Kunst noch nicht seit langer Zeit Fuß gefaßt haben, so liegt dies wahrlich bloß daran, daß man ihnen im Ganzen erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit gestattet hat, sich gleich anderen menschlichen Wesen zu betrachten. Verdummt in enger Ghetto's, aus Licht und Leben zurückgeschleucht in die Nacht der Verworfenheit, konnten sie, bei dem glühendsten Drange für Edleres und Höheres, diesem keinen Ausdruck geben. Und jetzt, da sie anfangen ihre geistigen Schwingen zu entfalten, da sie den belebenden Hauch der Freiheit in durstigen Lügen trinken, will man ihnen vorhalten was sie vor dem gewesen sind und will daraus schließen, daß sie etwas Anderes werden können!! —

Was der Verfasser zum Schluß von Börne sagt: „aus seiner Sonderstellung als Jude trat er Erlösung suchend, unter uns,“ das gilt von allen Juden, die der Fahne der Kunst und der Wissenschaft geschworen. Sie alle treten aus ihrer Sonderstellung als Juden und dienen dem Geiste, sie alle hören auf Juden zu sein und werden Bekenner der einzig wahren Religion, die da ist: Freiheit und Licht!

### Aus Frankfurt a. M.

Die Mäßigkeit unserer Oper ist in der That enorm, und in einer Woche den Propheten, Faust, Eugenien, Fidelio, und dazwischen die Schauspiele Wallenstein, Tell und den Kaufmann von Venedig zu geben, wie im Monat August geschah, ist hier eine Kleinigkeit. Namentlich verwundern sich die Fremden darüber (die Locomotiven lassen es nicht daran fehlen), und meinen, das Frankfurter Repertoire sei das vielfältigste, so weit Thalia ihre Bude aufgeschlagen. Doch liegt dies in den Verhältnissen; da unser von

keiner Behörde unterstütztes Institut nur durch forcirte Thätigkeit bestehen kann. Deshalb ist Mäßigkeit, der die Oper leitet, unerbittlich in seinen Principien. Was nicht biegen will, muß brechen, und sein „Es muß!“ dringt durch alle Hindernisse, die sich ihm reichlich in den Weg stellen. Die darunter leiden; nennen ihn einen Despoten, und doch ist er selbst nur der Sklave eines anderen oportet. Ich sage nicht, daß jede Oper deshalb eine Mustervorstellung ist (denn gerade durch ein überreiches Repertoire wird dieses unmöglich), aber nichts destoweniger krampt Mäßigkeit doch ein solches Repertoire aus der Erde, die Götter wachsen ihm auf der flachen Hand, und der Zweck — um welchen sich am Ende doch Alles dreht — wird erreicht, nämlich volle Häuser. Wenn das Princip der ewigen Gastvorstellungen vortheilhaft dünkt, mag es verteidigen. Ich habe mich schon gründlich dagegen ausgesprochen. Aber das ist Sache der Administration. Die Kritik hat es bloß mit dem Status quo zu thun. Also zur Sache:

Henriette Nissen, die schwedische Dertche, beehrte nach den norddeutschen Blättern und nach den erhöhten Eintrittspreisen zu großen Erwartungen. Leider blieb sie hinter denselben zurück. Nicht aber, weil sie keine ganz vortreffliche Sängerin wäre, sondern weil man ein überirdisches Wesen erwartete. War Jenny Lind ein Engel, so mußte H. Nissen wenigstens eine Göttin sein. Eine Sängerin aber, die heut zu Tage nicht als verkörperte Muse auftritt, hat einen schweren Stand. Das geizhaupte Publikum begnügt sich nicht mehr mit einer geistvollen Intelligenz und soliden Schule. Es trachtet nach einer Volkendung, die, könnte man sie ihm bieten, es in den Zustand des Jünglings zu Sais versetzen würde. Fr. Nissen sang nebst den Partien der Lucia und Rosine die Norma in italienischer Sprache, sang schwedische Lieder zum Piano, wozu sie selbst accompagnirte, und gab, indem sie strengen Kunstansforderungen entsprach, auch dem Zeitgeschmack das Seine. Aber der erhöhte Eintrittspreis, und daß sie nicht wenigstens Sirenenflügel trug . . . . man konnte ihr das nicht vergessen, und gleichsam zum Trost versagte man sich den Enthusiasmus, der doch so oft hier bei milderer Veranlassung loszubrechen pflegt! Reichliche Entschädigung fand indessen die Sängerin in der Anerkennung aller Gebildeten. Aufgefordert, in den nahe gelegenen Badeorten Soden, Wiesbaden und Ems (von dem dänischen Componisten Stegfred Saloman begleitet und unterstützt), Concerte zu geben, erntete sie überall herzengewarmen und durch kein Entement beschränkten Beifall. Man gab ihr zu Ehren Assembléen, zog sie in die höchsten Kreise, und zollte ihr so den Tribut, welcher dem wahren Talente ge-